Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Leyssohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 6. April 1885.

Nr. 14. IX. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Leyssohn. — Vom europäischen Geldmarkt. Von Max Neustädter. — Zeit- und Streitfragen: Der Ehrengerichtshof der deutschen Rechtsanwälte. Von Jetus. — Bettina von Arnim. Von Gisbert Hofer. — Nur ein Thier! Von Karl Marienburg. — Bildende Kunst. Von Bruno Meyer: Die photographische Reproduktion. — Vagabunden. Von H. Villinger. — Theater. Von Otto Neumann-Hofer: Lediche als Moralist. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Meerjungfrau und das Pirnuscentum. — Bei den Heilsgen am Gifsee. Von W. Whyl: Frauen-Fanatismus. — Pariser Geplauder. Von Otto Brandes: Die Eigenthümlichkeiten der Pariser Theater. — Et cetera. — Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

Obr. **Paris, 5. April, 10 Uhr 10 Min. Auch der Abgeordnete Constans ist an der Mission, ein Kabinet zu bilden, gescheitert. Jetzt richten sich alle Blicke auf den 50jährigen Kammerpräsidenten Henri Brisson. Derselbe, allseitig bedrängt, die Kabinetsbildung zu übernehmen, konferirt seit heute Morgen 9 Uhr mit dem Präsidenten Grevy.**

W. T. B. **New-York**, 4. April. Ein Telegramm aus La Libertad meldet, die Feindseligkeiten zwischen Guatemala und Salvador seien eingestellt, es sei ein einmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Die Legislative von Guatemala habe das vom Präsidenten Barrios wegen Bildung einer einzigen centralamerikanischen Republik am 28. Februar cr. erlassene Dekret annullirt. Der Degen des Präsidenten Barrios sei auf dem Schlachtfelde von Chalchuapa zerbrochen aufgefunden worden. Eine spätere Depesche aus La Libertad **meldet, Barrios sei todt.**

Informationen.

v. P. Bezüglich der nach Paris zusammenberufenen Suezkanal-Kommission ist daran festzuhalten, daß dieselbe sich nur mit technischen Angelegenheiten zu befassen hat. Die politischen Grundsätze über die „Neutralisirung" des Kanals sind in den vorhergegangenen Besprechungen der Großmächte zur Behandlung gelangt und hat darin wohl jener Punkt das wichtigste Interesse dargeboten, laut welchem der Kanal selbst nicht der Schauplatz irgend welcher kriegerischer Aktionen zweier sich feindlich gegenüberstehenden Mächte sein dürfe. Die Kriegsschiffe zweier im Kampf befindlichen Nationen haben in der internationalen Friedenszone des Kanals sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, während der Türkei als der völkerrechtlichen Oberherrin des Kanalgebietes wohl das Recht vorbehalten bleiben müsse, unter Umständen zur Abwehr gegen sie gerichteter Feindseligkeiten und Besitzstörungen auch im Suezkanal vorgehen zu dürfen. Aufgabe der Pariser Suezkommission ist es nun, in technischer Weise die Neutralitäts-Rayons des Suezkanals näher zu begrenzen.

R. S. Professor Radke wird im Auftrage der russischen Regierung das Gebirge nördlich der Provinz Chorassan erforschen und gedenkt den Auftrag in sechs Monaten auszuführen. Serpa Pinto hat die Stadt Ibo nördlich von Mozambique erreicht und gedachte, am 10. März nach dem Nyassa aufzubrechen.

Politische Wochenschau.

Von Arthur Leyssohn.

Während die Bismarckfeier in Deutschland durch keinen störenden Zwischenfall getrübt wurde, während namentlich Kaiser Wilhelm, der sich bei so außerordentlichen Anlässen großherzig über die beengenden Vorschriften höfischer Etiquette hinwegzusetzen versteht, durch die zugleich feierliche und herzliche Art seiner Glückwünschung dargethan, in wie intimer Fühlung er sich mit den Regungen der Volksseele befindet, während ein Strom von Freuden- und Dankeskundgebungen den Kanzler zu überfluthen drohte, hat der Gefeierte selbst Gelegenheit genommen, seinen Ehren- und Festtag dem Getriebe parteiischer Ausnutzung zu entrücken. Wie er die Gratulation des Reichstagspräsidenten als eine ehrenvolle „Friedensmission" kennzeichnete, deren Wirkung auf Seite des Kanzlers hoffentlich nach den österlichen Parlamentsferien sich nicht so bald verflüchtigen wird, so wurde auch vielfach bemerkt, daß des Fürsten Ansprachen an die studirende Jugend mit besonderem Nachdruck den Wunsch betonten, das aufstrebende Geschlecht vom Parteihader befreit zu sehen.

Diese aktivolle und weise Ablehnung aller Kundgebungen, welche an die Methode der seligen Loyalitätsfrack zu erinnern vermochten, mag freilich nicht ganz nach dem Sinne einzelner Agitatoren und liebedienerischer Heißsporne gewesen sein — aber die Gesammtheit der Nation kann sich nur angenehm berührt gefühlt haben, bei der Wahrnehmung, daß auch der eiserne Kanzler, so wenig ihnt zeitweis Majoritäten imponiren, doch lieber vom ganzen Volke als von einigen mehr oder weniger interessirten Parteischattirungen gefeiert sein wollte. Dem Auslande aber muß die hochgehende Fluthwelle der Begeisterung, mag deren Ursprung auch in den verschiedenartigsten Empfindungen zu suchen gewesen sein, den deutlichen Beweis geführt haben, daß man im deutschen Reiche seine großen Männer zu ehren weiß und daß es für unser Volk ein Bedürfniß ist, trotz der abweichenden Tagesmeinungen vor aller Welt zu bekennen, wie sehr der kraftvolle Einiger Deutschlands, der Vollstrecker des liberalen Einheitsprogramms, auch heute noch im Centrum aller seelischen Erregungen steht, deren ein großes, friedliches und kraftbewußtes Volk fähig ist.

Diese Bismarckfeier läßt auch die Zuversicht wachsen, daß Vorgänge, wie sie sich soeben in Frankreich abgespielt, dieselben der Vogesen schwirrten in die Erschütterung zu treten vermöchten. In der That hat denn auch der Sturz Jules Ferrys in seiner Plötzlichkeit klar dargethan, daß auch in der Republik unserer Tage der tarpejische Fels noch immer, wie im alten Rom, neben dem Kapitol zu stehen pflegt. Vom Vertrauensvotum der Kammer bis zur vollendeten parlamentarischen Niederlage war auch für den französischen Ministerpräsidenten nur ein Schritt.

Daß für diesen Umschwung der Dinge in Paris viel weniger die kleine Schlappe des Generals Négrier in Tonking die psychologisch treibende Ursache war, als vielmehr Ferrys Stellung in der inneren französischen Politik, liegt auf der Hand. Der Sieg, den er — glücklicher darin als Gambetta — in der Frage des Listenwahlsystemes davongetragen, sollte des Konseilspräsidenten Verderben sein. Nachdem sein Kabinet schon die unerhört lange Frist von mehr als zwei Jahren gedauert, schien es Ferry gegeben, sein Regiment gewissermaßen zu verewigen, denn wenn im August oder September die ersten Wahlen nach dem System des Listenskrutiniums vor sich gingen, hatte Ferry als Inhaber der Regierungsmaschine es in seiner Gewalt, sich eine Majorität nach seinem Ebenbilde zu formen.

Diese Aussicht war es, welche seinen Gegnern auf der Rechten, den Bonapartisten und sonstigen Anhängern der Monarchie, sowie seinen Widersachern auf der äußersten Linken, den Radikalen vom Schlage Clemenceaus und den Intransigenten von der Schattirung Rocheforts, nahezu Ruhe, Schlaf und Besinnung raubte. Dazu kam, daß das mit der Festwurzelung seiner Macht immer mehr autoritär auswachsende Selbstbewußtsein Jules Ferrys ihm im eigenen gemäßigt-republikanischen Lager viel persönliche Feindschaft zugezogen hatte, was um so schwerer zu vermeiden war, als bei dem blühenden Protektions- und Gunstverkaufs-Wesen durch die Deputirten auf jeden vom Minister favorisirten Stellenjäger mindestens neun übergangene Beleidigte kamen. Diese Republikaner, für welche nicht selten das eroberte Mandat eine milchende Kuh geworden war, erblickten in dem Listenwahlsystem, das ihnen Ferry wider ihren Willen, aber doch durch ihr Votum, oktroyirt hatte, nur das Mittel, die Ministerallmacht auf Kosten des Einflusses der Abgeordneten zu stärken und da sie, ihrer Wähler wegen, nicht offen gegen die Listenwahl zu stimmen gewagt, so ließen sie ihren Unmuth und Groll an dem Urheber ihres fortan verminderten Einflusses aus und halfen so den Gegnern der gemäßigten Republik als wirklich „blinde Hühns", den Konsolidator der republikanischen Staatsform, Jules Ferry, vom tarpejischen Felsen herunterstürzen.

Freilich mochten sie bald empfinden, wie unüberlegt sie gehandelt und als die Mehrheit der republikanischen Partei in der Deputirtenkammer gewahr wurde, wie sehr sie lediglich im Dienste und Interesse ihrer intimsten politischen Widersacher gearbeitet, ermannte sie sich und suchte zunächst Herrn de Freycinet, welcher das neue Kabinet ohne ausgiebige Berücksichtigung der alten Gambettisten bilden sollte, die Kreise zu verwirren. Das gelang denn auch gut genug und so haben die Herren jetzt Aussicht, eine zweite Garnitur des Kabinets Jules Ferry wieder mühsam ans Ruder zu bugsiren, nachdem sie die ersten Garnitur so kopflos und frivol vom Amte entfernt; ob dann der kalte, jakobinische Brisson oder der ehrgeizige und wenig energische Constans die Kabinetsbildung durchführt, ist vom Standpunkte der Republik und der Entwickelung der inneren französischen Dinge ziemlich gleichgiltig. Beide unterscheiden sich in ihren republikanischen Ueberzeugungen in kaum nennenswerther Weise von dem gestürzten Jules Ferry.

Es geht allerdings mit diesem parlamentarischen Intriguenspiel eine kostbare Zeit verloren, sei es, um die mit China eingeleiteten Verhandlungen zu Ende zu führen, sei es, um mit gewaltiger Kraftanstrengung die gefährdete Lage der Expeditionstruppen einigermaßen zu schirmen. Die ganze Pariser Episode der letzten Tage zeigt überdies in erschreckender Weise, wie sehr noch immer Parlament, Presse und Bevölkerung zum Spielball einiger geschickter Faiseurs gemacht werden können. Das Strohfeuer des Ferryhasses loderte mit einem Ungestüm auf, das in seiner Art dem „à Berlin-Geschrei" vom Juli 1870 an unlogischer Heftigkeit nichts nachgab. Diese Lehre wird sicherlich für die Staatsmänner nicht verloren sein, welche berufsmäßig darauf angewiesen sind, auch die Volksströmungen Frankreichs in den Kreis ihrer Berechnung, sei es für die Friedenserhaltung, sei es für die Beeinflussung der republikanischen Regierungsregionen, hineinzuziehen.

Der Sturz des Kabinets Ferry wird aber sicherlich auch anderswo als warnendes Mene tekel gelten können. Ich denke dabei zunächst an Kopenhagen. Man hat die Dänen oft genug in angeblich schmeichlerischem Sinne die Franzosen des Nordens genannt, und fast scheint es, als ob sich dort auf der Insel Seeland ein Stück französischer Geschichte aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wiederspiegele. König Christian IX. spielt mit dem budgetlosen Regiment, zu dem er sich gegen das Votum der Volksvertretung entschlossen, ein Spiel, das in gewissem Sinne an die Regierungsweise König Karls X. in Frankreich erinnert. Man sollte im Königsschlosse zu Kopenhagen bedenken, daß das Beispiel Norwegens, dessen Parlament sich schließlich König Oskar mit Grazie und Anstand gebeugt, nicht dazu angethan ist, die liberal-verfassungstreue Partei Dänemarks zu entmuthigen. Es könnte im Gegentheil sich ereignen, daß im gegebenen Momente die Parole lautete: „Wir wollen einen König wie Oskar I." Wenn diese Flammen erst einmal ins dänische Vaterland schlagen, mögen die Glücksburgs feste stehen!

Vagabunden.

Von H. Villinger.

Auf der staubigen Landstraße längs des Bodensees zog langsam ein Gefährt einher mit übergespanntem Leinwanddache. Ein Knabe von zehn Jahren führte den altersschwachen, tief herabgekommenen Gaul, hinterher schlenderte ein ungefähr vierzehnjähriges Mädchen in vernachlässigter Kleidung, barfuß, mit wirrem Haar. Sie riß von Zeit zu Zeit einen Grashalm ab und zermalmte ihn zwischen den Zähnen. Drinnen im Wagen lag ein blasses Weib mit einem Wochenkind, und neben ihr saß der Erhalter und Ernährer der Familie — der erste Zauberkünstler der Welt, wie er sich selber nannte. Ein Wagenrad war ihm über die Zehen gegangen, und nun saß der große Mann gebückt in dem engen Gelaß und starrte trostlos auf seinen verbundenen Fuß. Sein lautes Aechzen, das Stöhnen der Frau, das Geschrei des Kindes und das Gekrach der ungeschmierten Wagenräder verursachten ein Konzert, wie man es zum Ausdruck menschlichen Elends nicht passender hätte zusammen finden können.

Hinter dem Wagen das Mädchen sang ein eigenthümliches Lied in fremder Sprache, und die Frau lauschte mit Thränen in den Augen. Ihre Mutter war eine Malayin gewesen und hatte sie das Lied gelehrt; sie hatte es ihren Kindern gesungen, und die sangen es nun wieder mit deutschen Wörtern untermischt. Niemand verstand den Sinn des seltsamen Liedes, das unter blauem, heißem Himmel ein göttliches dolce far niente beschrieb, wo die Frauen am Brunnen lagen und lauschten dem Rieseln des Wassers, und über ihnen sich hohe Palmen leise bewegten im Takte.

Man kam in einem kleinen Dorfe an, und da der Gaul nicht weiter konnte, machte man in respektvoller Entfernung von der wohllöblichen Einwohnerschaft Halt, die fremdes Vagabundenvolk nicht gern zwischen ihren Mauern duldete. Der Bube spannte aus, tränkte den Gaul und ließ ihn auf der abgemähten Wiese in Freiheit weiden; glühendrothes Abendlicht vergoldete die Schreckgestalt des Kleppers, der, wie verlegen ob all der Pracht, rückwärts ging, bis er im Schatten des Karrens den geeigneten Platz fand, seine müden Glieder auszustrecken. Unter dem Leinwanddache wollte das Seufzen, Stöhnen und Schreien kein Ende nehmen.

„Kinder, Ihr müßt in Gottesnamen betteln," sprach die schwache Stimme der Frau, „der Vater ist so hungrig —"

„Geht ins Dorf und bittet um eine warme Suppe für die Mutter" — nahm ihr der Mann das Wort aus dem Mund.

Der Bube stand und sann — betteln schien ihm nicht einzuleuchten, plötzlich sagte er: „Wir wollen eine Vorstellung geben" — und sofort riß das Mädchen ein Bündel hinten aus dem Karren heraus, und da lag nun die Künstlergarderobe auseinander gerissen auf dem Rasen umher. Es wurde nichts weiter gesprochen, man begann sich anzukleiden, der Bube mit ruhiger Bedächtigkeit, das Mädchen mit aufgeregter Hast, immer weiter singend, indeß sie um die Taille eine rothes Tuch schlang und das wilde Haar mit Perlen durchzog. Sie nahm die Guitarre, der Bube schnallte sich die große Trommel des Vaters um, hinter der er fast verschwand. So ging's ins Dorf, er voran, einen Wirbel schlagend, hinter ihm die Schwester. Es dauerte nicht lang, so war das halbe Dorf auf den Beinen und zog mit dem seltsamen Paar auf den Marktplatz. Hier stellte sich der Knabe auf den Rand des Brunnens, immer weiter trommelnd, dieweil er ruhigen Blickes die Leute herankommen sah aus den Gassen und Gäßlein des Ortes. Endlich schien der kleine Trommler mit der Schaar seiner Zuschauer zufrieden, denn nach einem kräftigen Wirbel begann er:

„Herrschaften, der größte Zauberkünstler der Welt ist eingezogen! Achtung! Achtung! Morgen Abend Benefiz-Vorstellung erster Klasse — heute kleine Vorstellung des weltberühmten Akrobaten Henri und der weltberühmten Tänzerin Romeia!"

Der Knabe vertauschte die Trommel mit der Guitarre, und das Mädchen tanzte; sie war von einer katzenartigen Grazie und setzte das wohlgenährte Bauernvolk in große Verwunderung. Ueber eine Viertelstunde flog das dunkle Haar und das rothe Tuch mit einer Behendigkeit im Kreise herum, daß der dicken Schiffswirthin, welche vorn in der Reihe stand, ganz dumm vor den Augen wurde.

„Jetzt fall' ich bald um, wenn's nicht aufhört", sagte sie zu der langen Schuhmachersfrau, ihrer Baß.

Diese schüttelte den Kopf: „Als noch nicht genug für einen Kreuzer."

Die Wirthin war anderer Meinung: „Für was Besondres geb' ich immer gern Geld aus, und über ein Theuziader geht mir in der ganzen Welt nix — aha, nun kommt der Bub und sammelt — als raus mit dem Kreuzer, Baß', da wird sich nicht davon gedrückt."— Und sie reckte den Hals und schaute sich eifrig um, hier einen Bauern am Rockflügel erwischend, dort einem auf die Schulter schlagend, immer mit der Weisung: „Als raus mit dem Kreuzer!" Und mit der Schiffswirthin stand Jeder gern gut, und so hatte der kleine Henri fürs Erste gar keine üble Einnahme.

Romeia nahm nun die Guitarre, und der Knabe machte seine akrobatischen Künste; nie flog ein Lächeln über des Burschen Züge, und was er that, geschah mit so ernsthafter Feierlichkeit, als handle es sich um die Ceremonien eines Gottesdienstes.

Es war dunkler geworden, der Mond stand gerad über dem Brunnen und spiegelte sich silbern in dem plätschernden Wasserstrahl; lichtumflossen saß das dunkle Kind mit seiner Guitarre auf dem Brunnenrande und spielte und sang dazu. Es war das Lied aus jenem heißen Lande, wo die Frauen am Brunnen lagen und lauschten dem Rieseln des Wassers, und über ihnen sich hohe Palmen leise bewegten im Takte. Das Kindervolk und die großen Leute, Alles lauschte in athemloser Stille; die traumhafte Sehnsucht des Liedes, die Fremdartigkeit der jugendlichen Gestalten, und der Mondesglanz, der sie verklärte, das Alles vereinigte sich wie zu einem Märchengebilde, das Alt und Jung wundersam ergriff. Die Wirthin war die Erste, welche ihren Empfindungen Ausdruck verlieh: „Du lieber Herrgott," sagte sie, „da hinten, wo die daheim sind, da ist vielleicht nie kein Winter."

„Warum bleiben sie dann nicht daheim?" grollte die Baß, mit einem unerfreuten Blick auf Romeia, die nun mit der Kasse herumging.

„Warum sie nicht daheim bleiben," schrie die Wirthin, „wie kann man nur so dumm fragen — weil's keine seßhaften Leut' sind, das liegt im Blutlauf," wandte sie sich an ihre Magd, „hol mir aus der Lade eine Handvoll Kupfergeld, aber der Mann braucht's nicht zu wissen."

Noch eine ganze Weile dauerte die Vorstellung; Romeia, erhitzt und athemlos vom Tanzen, schüttelte lustig die wohlgefüllte Kasse; es schien, als könne sie es nicht erwarten, damit fort zu eilen, allein ein strenger Blick des Bruders hielt sie im Zaume. Mit ruhiger Würde schnallte er sich die Trommel um, dieweil die Wirthin das Mädchen ausfragte, wo denn die Eltern blieben. Sie erfuhr die Sachlage, und ihr Herz floß über in Mitleid.

„Geht nur, Kinder, geht nur, ich schick' Euch noch was Warmes hinaus, und ein bißl Kindersachen — lieber Herrgott, auf freiem Feld!"

Die Leute gingen auseinander, Henri schlug seine Trommel, und so wie sie ins Dorf marschirt waren, so marschirten sie wieder hinaus, von den Kindern geleitet bis hinunter zur Landstraße. Dort blieben die kleinen Dorfbewohner zurück, es war gar so nächtig jetzt, die Bäume warfen lange Schatten über den Weg, bis in den See hinein, dessen Wellen die Ufer schlugen. Eng aneinandergedrückt standen sie und lauschten auf den Trommelschlag und schauten den beiden seltsamen Gestalten nach, bis diese verschwunden waren, dann kehrten sie heim, die Kinder des seßhaften Geschlechtes, die Seele voller Eindrücke, an denen sie auf lang hinaus zehrten.